

P. Sinner (Pokrowsk):

Das Volksleben der Wolgadeutschen

V o r b e m e r k u n g . Unsere Vorfahren, die sich vor 160 Jahren an den Gestanden des Wolgastromes niederließen, waren aus sämtlichen Gauen Deutschlands und z. T. auch aus anderen Staaten des Abendlandes zusammengeströmt. Der Hauptkern entstammte allerdings der Rheingegend und den angrenzenden Landen. Diese Mischung von sehr wesensverschiedenen Bestandteilen ergab mit der Zeit ein einheitliches Ganzes und bildete sich unter den neuen, eigenartigen Verhältnissen zu einem besonderen deutschen Volkszweig aus, der die Stammesart in ihrem Wesen vollständig erhalten hat.

D o r f a n l a g e u n d H ä u s e r b a u . Es wurde nicht nur die Mundart der einzelnen Gruppe zur Dorfmundart, sondern auch die Dorfanlage und der Häuserbau wurden durch die Gewohnheit bedingt. Die Regierung hatte wohl die Dörfer nach eigenem Plan im voraus anlegen und die Häuser und Wirtschaftsgebäude fertigstellen wollen, aber daraus war nichts geworden. So konnten sich der eigene Geschmack und die hergebrachte Gewohnheit in der Regel frei auswirken. Schon bei der Dorfanlage machten sich drei verschiedene Gepflogenheiten geltend. Wir finden hier erstens das slawische, strahlenförmige Kreisdorf, ferner die frühmittelalterliche Haufendorfform und schließlich den neueren Typ des breitangelegten, in regelmäßigen Gevierten planierten Dorfes vertreten.

Die ersten Häuser der Eingewanderten waren, den bescheidenen Verhältnissen angepaßt, klein. Ursprünglich waren diese Häuser aus runden Holzbalken erbaut. Dieser Häusertyp hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Heute sind diese Häuser meist aus Lehm. Es ist das unsere Armeleuthütte, unser Dorfproletarierheim.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts bildete sich, mit der Entstehung eines Wohlstandes unter dem Wolgabauerntum, ein neuer, etwas größerer und bequemerer Häusertyp aus. Er ist heute noch der verbreitetste Häusertyp unserer Wolgakolonien, das Heim unseres Mittelbauern.

Am Ende des 19. Jahrhunderts tritt noch ein dritter Häusertyp auf. Das ist ein ziemlich großer, fast regelrecht viereckiger Bau aus Holz oder auch aus Backsteinen mit einem vierseitigen, französischen Dache aus Brettern oder Blech. Dieses Haus hat gewöhnlich vier Wohnräume mit einem Zentralofen in der Mitte, der alle vier Zimmer zugleich heizt. Das ist die Wohnung unserer Großbauern, überhaupt der begüterten Schicht unserer Dorfbewohner. Die öffentlichen Gebäude, die alten Schulhäuser, Dorfverwaltungshäuser u. dgl. sind meist aus Holz und haben vierseitige Dächer

[8]

aus Brettern; die neueren Bauten: Krankenhäuser, Schulen usw. sind aus Ziegeln und haben Blechdächer. Die Bauart entspricht der der Bauernhäuser: der Unterschied bestellt nur in der Größe.

Die Kirchen sind meist aus Holz gebaut und stellen ein Gemisch aller Baustile dar, d.h. sie sind recht geschmack- und stillos gebaut.

W e s e n s a r t . Das harte Ringen um eine neue Heimat in der wilden, unwirtlichen Steppe und die kulturelle Überragung der ihn umgebenden Grundbevölkerung machten den Wolgadeutschen noch selbstbewußter, als er von Hause aus war. Zu allen Zeiten blickte er mit einer gewissen Überlegenheit auf seinen russischen Nachbar von oben herab. Heute ist diese hohe Selbsteinschätzung bei weitem nicht mehr in vollem Maße begründet. Die Loslösung von der eigenen völkischen Kultur hat den Wolgadeutschen kulturell so weit ins Hintertreffen gebracht, daß nun der Russe — der bei seiner aufwärtsstrebenden Kultur aus dem Vollen schöpfen kann, während der Deutsche wegen sehr mangelhafter Kenntnis der Sprache auch von dieser abgesperrt ist — mit gewissem

Rechte auf seinen deutschen Nachbar von oben herabschauen kann und auch herabschaut.

Was ist nun der Wolgadeutsche seiner Wesensart nach? Die eigenartige Zusammensetzung der Einwanderer und die eigenartigen Verhältnisse, in denen sie lebten, haben auch einen ganz eigenartigen Menschenschlag herangebildet. Breitschulterig, stämmig, mit glattrasiertem, offenem Gesicht und klaren, blauen Augen, mit der untrennlichen „Herzallerliebsten“, der langrohrigen, baumelnden Pfeife¹⁾ im Munde, schaut er siegesbewußt über seine weite, breite Steppe dahin. Hier fühlt er sich frei, hier ist er zu Hause. Wetterfest, völkisch zäh, herb, bieder, rührig und unermüdlich bei der Arbeit, hart an der heimatlichen Scholle klebend — das ist der Wolgadeutsche. Nicht nur seine Mundart hat er quellklar erhalten, sondern auch seine Sitten und Gebräuche. Er stellt somit eine Fundgrube für den Forscher auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde dar. Kulturell ist er aber auch wohl der rückständigste Vertreter des gesamten Deutschtums der Erde. Diese Rückständigkeit macht ihn recht unsicher und hilflos in fremder Umgebung. Die Stadt ist für ihn eine fremde Welt, hier fühlt er sich verlassen und ringsum von Feinden aller Art umgeben. Aber immer ist er tätig und sucht nach einem Ausweg, wenn er in eine schwere Lage gerät. Da schreckt er auch vor der Stadt, ja vor der fernen Fremde nicht zurück. In ml erstaunlich rasch findet er sich in der neuen Umgebung zurecht, paßt sich ihr an und lebt sich ein. Aber ebenso rasch geht er dann in fremdem Volkstum unter und muß, seiner kulturellen Rückständigkeit wegen, seine völkische Eigenart, seine Sprache, preisgeben. So hat die starrköpfige Standhaftigkeit, das zähe Kleben am Althergebrachten seine Licht-, aber auch seine Schattenseiten.

Die geschichtliche Erfahrung selbst hat ihm übrigens gelehrt, sich allem Neuen und ihm Fremden gegenüber mißtrauisch zu verhalten. Das Neue beobachtet er zuerst lange und erprobt es gründlich, ehe er's annimmt. Aber wenn er's einmal gut befunden und angenommen hat, gibt er's so leicht nicht mehr preis. So verhielt sich der deutsche Wolgabauer auch zu den Neuerungen, die ihm unsere Zeit brachte.

T r a c h t e n . Es gibt alte, Redensarten wie: „Unser Bauer un sa Peif gehört z'samme, wie Mann un Fraa“, oder: „Sa Fraa un sa Gäul un sa Peif verlehnt m'r net.“ Aber alles ist veränderlich.

Immerhin hält er auch an seinen äußeren Gewohnheiten und Trachten zäh fest, den Ansprüchen der Zeit und Verhältnisse nur ungern und langsam sich fügend. Die althergebrachten Trachten hielten sich lange, wie die Umstände es nur erlaubten. Und heute noch ruhen in den Truhen der Großmütter, ganz unten auf dem Boden, uralte Trachtenstücke, wie sie vor 100 bis 150 Jahren nach Urväterart getragen wurden. Jedoch das rauhe Klima und die anders gearteten Stoffe, sowie der Zeitgeist zwangen gebieterisch zu Reformen. Der gewohnte Tuchmantel mußte dem Schafspelz, die niedrigen Schnallenschuhe den hohen Schaftstiefeln oder gar Filzstiefeln, der breitkrämpige Hut der Pelzmütze den Platz räumen. Aber auch die Neuerungen in der Tracht behalten ihr eigenartiges Gepräge.

So zieht denn der Wolgadeutsche in folgender äußerer Aufmachung an unserem Auge vorüber: Auf dem Kopf im Sommer eine Schildermütze eigenartigen Schnitts, in den Kolonien selbstverfertigt; in manchen Gegenden ist es ein schwarzer Hut aus Tuch, namentlich Sonntags: bei der Feldarbeit ein einfacher, einheimischer Strohhut. Als Sonntagskleider tragen die Männer und Burschen vielfach städtische Anzüge, aber auch noch lange, schwarze oder dunkelgraue Bratenröcke, geschlossene Westen und enge Beinkleider (Hosen) aus ein und demselben Tuch oder Baumwollstoff (Mileskin oder Kisnet). Die Beinkleider werden gewöhnlich in die hohen Stiefelschäfte eingeschlagen. Das Hemd ist das einzige Kleidungsstück, das neuerdings stark „verrußt“ ist: es ist ganz

¹⁾ Der Russe sagt, gutmütig spöttelnd: „Nemtschura strubkom dwa.“

faltenlos und hat einen stehenden Kragen, der an der linken Schulter zugeknöpft wird. Aber auch dieser Schnitt weicht schon wesentlich vom russischen Vorbilde ab. Neben dem „russischen“ Hemde erhält sich jedoch auch das deutsche weiter. Als Werktagsunterkleider werden im Winter, Frühling und Herbst Überzieher (allerdings „Kaftan“ genannt, aber von deutschem Schnitt), Wämse, Westen und Hosen aus selbstgewebtem, grauem oder blaugefärbtem grobem Wollstoff (Suknetuch) getragen, im Sommer dieselben Kleider, vielfach aus selbst-

[9]

gewebter und blaugefärbter Leinwand, sonst aus grauem oder schwarzem Fabrikstoff, zum Teil auch aus den Kolonien selbst stammend. Im Sommer tragen Mann und Frau, grob und klein, selbstgestrickte und selbstgesohlte leichte Schuhe.

Die Frauen trugen bis vor kurzem als Sonntagsstaat ihre Biedermeiertrachten in der Form von anno dazumal, weite Faltenröcke, kurze, weite Jacken, große Faltschürzen, oft aus feinem schwarzem Wollstoff (Kaschmir), auf dem Kopf ein Tüchlein mit einer Blume, die Mädchen helle, die Frauen schwarze. Im Winter tragen die älteren Frauen heute noch Sonntags einen schwarzen, gefütterten Tuchmantel („Pelz“ genannt) mit einem großen Fuchskragen, auf dem Kopf ein großes warmes Tuch, einen Schal. Die Mädchen tragen heute städtisch zugeschnittene gefütterte, ziemlich kurze Tuchjacken, „Koft“ oder „Geesch“ genannt. Werktags tragen alle Frauen gewöhnlich eine gehäkelte Untertaille, „Mutze“ genannt, darüber eine kurze, gefütterte Jacke aus Fabrikstoff mit enger Taille, „Koftche“ genannt, oder auch einen faltenlosen gelben Schafspelz. Als Fußwerk tragen sie halbhohe Schuhe mit Gummistoffeinsatz an den Seiten, darüber häufig Gummischuhe. Im Winter tragen alle Filzstiefel, die Frauen meist schwarze.

S p r a c h e . Nirgends spiegelt sich die Geistesart eines Volkes so klar und scharf wider, wie in seiner Sprache. So ist auch die Sprache der Wolgadeutschen zunächst Zeugin ihrer Zähigkeit und Standhaftigkeit. Wie sich die Gau- oder Heimatgruppen kolonienweise ansiedelten, so sprachen sie auch ihre heimische Mundart weiter. Die zugesiedelten kleineren Gruppen oder Vertreter anderer Mundarten haben sich erfahrungsgemäß schon in der ersten hier geborenen Generation der Mehrheitsmundart angeschlossen, indem sie dieser einzelne Eigentümlichkeiten zugeführt und sie bereichert haben. So ausgestaltet und abgeklärt, haben sich die Dorfmundarten in all ihrer Mannigfaltigkeit und Buntheit bis auf den heutigen Tag erhalten. In ähnlicher Weise haben sich dann auch die einzelnen Mundarten der zahlreichen Tochterkolonien ausgebildet. Und wir können heute mit Recht sagen, daß wir, indem wir an 200 Kolonien haben, in ebensoviel eigenartig gefärbten, voneinander sich stark unterscheidenden Mundarten reden. Freilich haben unsere Mundarten, ebenso wie die lebenden Sprachen aller Völker und Zeiten, eine gewisse Entwicklung durchgemacht. Eine Annäherung an die hochdeutsche Kultursprache ist nicht zu verkennen.

Die Wolgamundarten haben einen erstaunlichen Reichtum an alten kräftigen und treffenden Redensarten und Sprichwörtern erhalten und unzählige neue geprägt. Die Volkssprache schillert geradezu davon. Ältere Leute haben für jede ihrer Darstellungen ein treffendes Sprichwort oder Gleichnis. Allerdings hat die Volkssprache auch eine Anzahl russischer Wörter aufgenommen, namentlich Bezeichnungen für Gegenstände, die man hierzulande kennenlernte. Im großen und ganzen aber ist die Zahl solcher russischen Wörter verhältnismäßig sehr gering. Dagegen hat unser Volk eine Menge eigener urdeutscher Bezeichnungen geprägt, die es hier in der neuen Heimat erst kennengelernt hat.

Aber nicht nur deutsche Bezeichnungen prägt unser Volk für neue Begriffe: es besitzt auch heute noch die innere Kraft, russische Volkselemente, sogar wenn sie in beträchtlicher Zahl im Dorfe vertreten sind, rasch und völlig sich anzugleichen.

Anders ist es, wenn unsere Wolgadeutschen in russische Dörfer oder Städte übersiedeln. In der fremden Umgebung verlieren sie ihre Muttersprache sehr rasch: nach

5 bis 10 Jahren wird gewöhnlich in solchen Familien nur noch russisch gesprochen.

D i c h t u n g . Um die Wolgadeutschen rasch im Russentum aufzulösen, hat die zarische Regierung zunächst dafür gesorgt, daß das Wolgadeutschtum keinerlei unmittelbare kulturelle und geistige Fühlung mit dem Mutterlande pflegen konnte. Aber das war ihr natürlich nicht genug. Auch die eigenen Geisteskräfte sollten in ihrer Betätigung gehemmt und, wenn möglich, erstickt werden. Gewährte man ihnen eine höhere Schule und gar eine eigene Presse, so konnte man auf ihren nationalen Untergang lange warten. Das war teuflisch richtig gedacht. Manches hat man durch diese Vernichtungspolitik erreicht, aber ganz zum Ziele ist man glücklicherweise doch nicht gelangt. Das Volk wußte sich in seiner Not selbst zu helfen. Das fehlende Kunstschrifttum: Schiller, Goethe usw. ersetzte das Volk zunächst durch eifrige Pflege des Volksliedes. Nicht wenig nährten den Geist des Volkes auch die zahlreichen schönen gereimten und ungereimten Sprichwörter und die sinnigen, bilderreichen Redensarten.

Die fehlende Presse ersetzte den Alten sommers die Torbank oder der Sammelplatz irgendwo am Wolgaufer „die Börse“, winters — die „Maistube“ oder „Spillestube“. Da wurden und werden heute noch — die unzähligen witzigen Schnurren und die geistreichen Schwänke und die von überschäumender Einbildungskraft strotzenden „Lügen“ (scherzhafte Aufschneidereien im Geiste Münchhausens) zum besten gegeben. In ähnlicher Weise betätigte auch die Jugend ihren Geist in den „Kameradschaften“ oder „Spinnstuben“ mit der Zugabe, daß da auch noch mit Begeisterung und Frohsinn Volksweisen und Tanzliedlein gesungen, ja auch mal eins getanzt wurde. Das geschieht auch heute noch so.

Das Volk hatte sich aber nicht bloß eine unterhaltende und belehrende Presse in der geschilderten Weise geschaffen, sondern auch eine enthüllende und geißelnde, so eine Art „Wahren Jakob“ oder „Simplicissimus“ ins Wolgadeutsche übersetzt.

[10]

Der Schöpfer dieser enthüllenden und geißelnden Presse, des Spottliedes, war — und ist — hauptsächlich die männliche ledige Jugend. Daß man diese Stücklein mehr fürchtet, als eine körperliche Züchtigung, braucht nicht erst gesagt zu werden. Im Volksleben spielen sie eine große Rolle. Es gibt ganze gereimte Dorfchroniken, ganze Jobsiaden.

So hielt das Volk seinen Geist rege, bis zu der Zeit, wo es schreibende und dichtende Leute vorschicken konnte.

V o l k s g l a u b e . Wie auch im alten Mutterlande, oder vielleicht noch mehr, so lebt unter dem deutschen Volk an der Wolga alter Urglaube, starrer Aberglaube fort, dessen Wurzeln im Dunkel grauer Vorzeit, zerronnener Jahrtausende zu suchen sind. Für alle Lebenslagen sucht unser einfaches Volk eine geheimnisvolle Erklärung, eine Ursache, einen Zusammenhang mit den Naturerscheinungen, mit der Umgebung, Sonne, Mond und Sterne künden ihm Heil oder Unheil. Wetter und Zeit sind in seiner Vorstellung Lenker und Träger menschlicher Geschicke, Menschen und Tiere — zauberkräftige Wesen.

So glaubt der Wolgakolonist, Hungerjahre, Krankheiten, Krieg und Blutvergießen im voraus am Himmel ablesen zu können. Es sind älteste Reste des Urglaubens, die in der Seele unseres Volkes noch schlummern und fort leben. Auch Schatten der alten, urgermanischen Gottheiten und ihrer Helfershelfer spuken noch bei uns herum. Unsere Zeit bringt in raschem Tempo Aufklärung unter das Volk. Und der Nebel des Aberglaubens und des Geisterspuks schwindet von Stunde zu Stunde mehr und mehr aus den Köpfen der Menschen und mithin aus der Welt.

K i n d h e i t . Unser Volksleben ist reich an mannigfachen Bräuchen. Nach der Geburt wird der Vater gerufen und ihm das Kind gereicht. Dann spricht die „Altmutter“ am Bette der Kindbetterin ein Sprüchlein oder ein Gebet. Gleich am ersten Tage nach der Geburt geht die Geburtshelferin zu den von den Eltern sorgfältig auserwählten Paten („Petter un Gote“) und bringt ihnen „de Petter“ oder „die Got“, je nachdem, ob es ein

Knabe oder ein Mädchen ist. Dabei sagt sie ein übliches Sprüchlein her. Getauft wird das Kind meist am nächsten Sonntag. Bis dahin muß im Hause der Wöchnerin beständig Licht brennen, damit dem Kind nichts „Böses“ geschehe. Wenn ein Knabe geboren wird, nimmt man allen Mannspersonen, die zufällig ins Haus kommen, die Mütze weg und versteckt sie. Man sagt, der Kleine habe sie, er brauche sie.

Bei Unwohlsein des Kindes greift man mit Vorliebe zu Hausmitteln. Wenn das Kind Bauchschmerzen hat, gibt man ihm „Spatzendunst“ ein, oder der Vater spricht einen Zauberspruch gegen „böses Auge“, indem er das Kind dreimal zwischen seinen Beinen durchzieht. Das Kind darf nicht durchs Fenster gereicht werden, damit es nicht dereinst Neigung zum Stehlen bekomme. Aus demselben Grunde darf die Mutter dem Kinde im ersten Jahre die Nägel nicht abschneiden: sie muß sie abbeißen. Fügt sich das Kind einen Schmerz zu, so bläst die Mutter und spricht:

Haale, haale, Sege —
's is nix dra gelege.
Haale, haale, Gänsdreck —
Bis marge früh is alles weg.

Beim Einwiegen des Kindes singt die Mutter allerlei Wiegenliedchen, z. B.:

Schlof, Kindche, schlof!
Dei Dade hüt't die Schof,
Dei Mamme hüt't die Lämmerchin,
Sie fresse Gras un Blümmerchin.

Mit ihrem Kinde spielend, spricht die Mutter verschiedene Kose- und Neckverschen, wie:

Bärtche, Mäulche, Näsche,
Äägelche, Aägelche, Sternche,
Zopp, zopp, zopp, Hörnche.

Dabei tupft sie mit dem Fänger auf Kinn, Mund, Nase, Augen, Stirn und zupft zuletzt an der Stirnlocke (Hörnche).

Sehr früh werden die Kleinen zur Arbeit herangezogen. Vor allem müssen sie ihre kleineren Geschwister wiegen und warten. Im übrigen aber finden sie doch noch Zeit genug zu sorglosem, frohem Spiel. Dabei werden unzählige Liedlein gesungen und Verslein gesprochen. Findet man ein Marienkäferchen, so singt man:

Herrgottsvöggelche. flieg fart,
Flieg in die Dreispitz,
Wu dei' Vatter un Mutter sitzt.
Kumme drei Kergise,
Wolle dich totschieße.
Hapù!

Dabei bläst der Knirps das auf dem Finger sitzende Käferchen an und läßt es fortfliegen.

Machen die Kinder Weidenpeifchen, so klopfen sie mit dem Messerstiel darauf und singen:

Saft, Saft, Seide!
Schlange in die Weide!
Schlange aus 'm helle Licht.
Dasz mei' Peifche net verbricht!

S c h u l z e i t . So geht die erste Kindheit in Arbeit und Spiel vorüber. Es kommt die Zeit, zur Schule zu gehen, heute wohl voller Pflichten, aber auch nicht ohne Freuden. Früher war das eine furchtbare Zeit. Die Kleinen wurden schon lange vor dem Schulgang „ferchtig“ gemacht. Wie freute man sich dann, wenn der Frühling kam, und man die staubige, muffige Schulstube verlassen konnte, um Schafe zu hüten. Wie konnte man sich da herumtummeln, was konnte man nicht alles spielen. Herrliche Wochen dieses Schafhüten bis zum Austreiben des Gemeindegirten.

So vergingen auch die Schuljahre in Arbeit Spiel und Lernen. Man kam aus dem A in den

[11]

Katechismus, dann ins Testament, ferner in die Vormittagsschule zu den Großen und schließlich wurde man Konfirmand. Man hatte herzlich wenig gelernt: etwas Lesen, paar Sprüche, Liederverse, vielleicht etwas Abschreiben von Vorschriften oder gar ein wenig Kopfrechnen. Das war allerdings der Weisheit letzter Schluß. Was man dabei in den acht Jahren an Prügelein heimgetragen hatte, war nicht zu zählen.

Nach dem luftigen, zwei-, dreiwöchigen Konfirmandenunterricht (Lehr) ging man zu „Pettern“ und „Goten“, sagte ihnen ein schönes Sprüchlein und bedankte sich für die Fürsorge, die man erfahren hatte. Dann schmückte man zu Pfingsten die Kirche mit Maien und Kränzen. Die Konfirmation wurde in üblicher Weise begangen. Nun war man frei, l e d i g !

J u g e n d . Nun fing das lustige Treiben auf der Straße an. Die Mädchen bildeten, wie auch heute noch, ihre Kameradschaften. Die Burschen (Buben) auch. Ist das eine herrliche Zeit! Sommertummelte man sich am Abend auf der Straße, winters ging man auch noch in die „Spillestubb“, „Spinnstubb“. Die Mädchen versammeln sich an den langen Winterabenden bald bei der einen, bald bei der andern „Kameradin“. Die Burschen — auf der „Gass“ oder „Stros“, singen, hin- und herwandelnd, ein paar flotte Volkslieder. Dann geht's hin ans Fenster. Man klettert hinauf, schaut hinein, rappelt am Fenster, bis eine herauskommt. Wenn's Feld rein ist, wenn die Alten fort sind, geht man, trampelnd, hinein. Hier werden einige Schnurren heruntergemacht, paar Gesellschaftsspiele gespielt, dann werden lustige Tanzliedlein gesungen, auch einmal eins getanzt. Indessen ist es Zeit zum Heimgehen. Jeder begleitet seinen Schatz (sei Alti) bis ans Türchen, steht noch ein Weilchen und plaudert, bis sie sagt: „Ich muß hinein, sunst brumme die Alte.“ So war's, so ist's heute noch.

H e i r a t . Man ist 18 Jahre alt. Nun heißt es: heiraten. Nachdem die Sache allseitig verabredet ist, nimmt sich der Bursch zwei erfahrene Freiersmänner und zieht um die Mitternachtsstunde mit ihnen los, zum Haus seiner Auserwählten. Es wird angeklopft. Man zündet Licht an, macht auf, tut recht verwundert und fragt, was der Begehr der Männer sei. Die Freier antworten: „Mer suche e' Mäd uffs lange Johr.“ Die Eltern sträuben sich zuerst, bis sie mit Hilfe eines Halben (einer Flasche) Branntwein genügend bearbeitet sind. Dann wird's der Tochter anheimgestellt, und die Sache ist erledigt. Sofort, am frühen Morgen, wird Handschlag gefeiert, zu dem die allernächsten Verwandten gerufen werden. Am nächsten Tage lassen sich die jungen Leute kirchlich verloben („verspreche“). Am Sonntagabend darauf wird im Hause der Braut Versprach mit Musik gefeiert, an dem sich nur die ledigen Kameraden und Verwandten der Brautleute beteiligen. Nach dreimaligem Aufgebot lassen sich die jungen Leute trauen („kopulieren“). Am Sonntagnachmittag vor der Trauung laden die Brautleute ihre ledigen Gäste zur Hochzeit. Die Alten werden von zwei Hochzeitladern, gewöhnlich von den Paten der Brautleute geladen. Die beiden schreiten mit bebänderten Stöcken stolz einher, wandern, laut Liste, von Haus zu Haus, sprechen ihre launigen, gereimten, ellenlangen Hochzeitbittersprüche, laden also zur Hochzeit und erbitten sich zum Schluß jeder ein Band an seinen Stock. Dieser Hochzeitbittersprüche gibt es bei uns noch eine stattliche Zahl. Die Hochzeitbitter bekommen in jedem Hause ein paar Gläschen Branntwein; zum Schluß werden sie so voll, daß sie nur noch lallen können, oder gar heimgebracht werden müssen. Am Tage vor der Hochzeit gehen die Brautjungfern mit einem großen bebänderten Korb bei allen Geladenen um und tragen Geschirr zur Hochzeit zusammen. Die Brautburschen fahren mit beglückten und bebänderten Pferden Tische und Bänke von den Gästen zusammen. Am Abend vor der Hochzeit wird Polterabend gefeiert, damit die jungen Leute sich ihre Paare für die Hochzeit auswählen können. Am Polterabend beteiligt sich nur die geladene ledige Jugend. Am Hochzeitstage zieht der ganze Zug vom

Hause der Braut zur Kirche. Voraus geht das Orchester und bläst die für den Fall ziemlichen Lieder. An der Spitze des Zuges geht die Braut im Brautschmuck, mit einem Brautkranze aus Kunstblumen auf dem Haar. Ihr zur Rechten und Linken gehen die Brautführer und an deren Seite je ein Brautmägdchen. Die Brautburschen, sowie die übrigen ledigen Jungen, haben Sträußchen aus Kunstblumen an den Kappen und Bänder darum. Hinter der Braut geht der Bräutigam her, mit den Hochzeitladern (Paten) zu beiden Seiten. Er hat einen Strauß mit Bändern an der Brust.

Dem Bräutigam auf dem Fuße folgt die übrige Jugend in buntem Durcheinander. Das Gefolge schließen die Alten mit den Eltern der Brautleute an ihrer Spitze ab. Die Trauung verläuft in allgemein üblicher Weise. Sobald der Zug aus der Kirche herauskommt, eröffnen die Musikanten, wieder blasend, den Rückzug. Da wird nun aus der dunklen Masse der „Brautegucker“, zu Ehren der Neuvermählten, ein Pistolenschuß um den andern losgeknallt. Der Zug begibt sich ins Haus des Bräutigams. Vor der Haustür werden Bräutigam und Braut von allen Gästen beglückwünscht. Darauf beginnt die Hochzeit mit einem Festessen. Nach der Mahlzeit wird gleich mit dem Tanzen angefangen. Zuerst tanzt das Brautpaar seine drei Brautreihen, dann tanzt jeder Brautbursch drei Reihen mit der Braut, dann sämtliche ledige Gäste, nachher der Reihe nach in mehreren Gruppen die Alten. So geht es gewöhnlich drei Tage lang. Es wird gegessen, Schnaps, Wein, Bier getrunken, getanzt. Auch Verkleidungen und allerlei Ulk werden getrieben.

[12]

Noch andere zahlreiche Brauche sind mit der Hochzeit verbunden, die hier des Raummangels wegen nicht einmal genannt werden können.

„Nun muß ich mein lediges Leben verlassen“. . . singt die Braut beim Brautabtanzen (Kranzabnehmen) unter Tränen. Der Freudentag ist zu Ende. Nun kommt des Lebens Alltag.

Hier muß vermerkt werden, daß unsere neue Zeit auch in die Hochzeitsbräuche manches Neue hineingetragen hat. Es kommt z. B. neuerdings schon recht oft vor, daß sich Heiratende nur bürgerlich registrieren lassen und von jeglicher kirchlichen Feier absehen.

Der Alltag. Es ist bei uns hierzulande nicht üblich, daß die Neuvermählten gleich nach der Hochzeit ihr eigenes Heim beziehen. Bei uns besteht immer noch die patriarchalische Großfamilie, die manchmal 40 bis 50 Seelen zählt. Es leben da nicht selten drei verheiratete Generationen zusammen, also Eltern, Kinder, Enkel- und Großkel, eine Art von Urkommune. Der Altvater führt den Geldsack und regiert und lenkt und richtet und schlichtet die ganze Familie.

Die Hauptbeschäftigung unseres Volkes ist die Bearbeitung des Feldes. Die Ackerei dauert zwei bis drei Wochen. Indessen arbeiten die Frauen im Obst- und Gemüsegarten, graben, stecken, wässern . . . Nach dem Ackern wird Mist gemacht, d. h. der Dünger wird nicht auf die Felder gefahren, sondern in ziegelartige Steine geformt und getrocknet, als Brennstoff verwandt. Dann verbessern die Männer die Gemeindebrücken und Wege. Das nennt man „fronen“. Bei dieser Arbeit nimmt man sich viel Zeit, denn das Sprichwort sagt : „Wer sich uff der Fron tot schafft, der werd mit Eselsfärz begrawe.“ Die Frauen scheren die Schafe. Die Buben reiten abends auf die Nachtweide. Dann kommt die Zeit des Reinigens der Hackfrüchte, des Jätens der Frucht. Das Steppenheu wird gemäht und aufgemacht. Inzwischen ist die Erntezeit da. Die Mähmaschine oder nach Urväter Art, Reff und Sense werden instand gesetzt. Und es geht hinaus ins Feld. Auf der Tenne werden zweireihige Garbenkränze angelegt, und die Dreschsteine, eine Erfindung der Wolgadeutschen, klopfen drüber hinweg. Eins, zwei, drei ist so ein Kranz ausgedroschen. Neuerdings wird vielfach auch mit der Maschine gedroschen. Das geht noch viel schneller. Nach dem Ausreiten wird das Gemüse, Kartoffeln, Kohl, Rüben, Kürbisse, Wassermelonen eingeheimst und die Frauen beginnen mit dem Muskochen. Mus, auch

Saft, Honig, Latwerge, Süsse, Schlecksel genannt, ist ein Sirup aus Rüben-, Kürbis- oder Arbusensaft. Die Männer fahren Futter ein, oder „Ackern schwarz“ für die Frühlingssaat.

Nun ist die schwere, von tausend Bräuchen begleitete Feldarbeit beendet, und unser Bauernvolk genießt die wohlverdiente Ruhe. Natürlich wird auch im Winter nicht alle Tage Sonntag gefeiert. Die Männer versorgen das ziemlich zahlreiche Hausvieh, flechten Körbe, setzen das Pferdegeschirr instand, manche fuhrwerkern, „frachten“, andere weben Sarpinka, Lodentuch (für sich und die Nachbarn). Die Frauen nähen, spinnen, stricken, häkeln, weben, besorgen die Hausarbeit. Abends allerdings geht man auch einmal ins „spille“, die Jugend in die „Spinnstube“, die Alten in die „Maistube“ (am Karaman).

Im Leben des Wolgabauern nehmen Speise und Trank einen wichtigen Platz ein. Das Brot bäckt die Kolonistenfrau unbedingt selbst. Darin ist sie eine große Meisterin. Gebacken wird Roggen- und Weizenbrot. Das „Brot“ ist aus gebeuteltem Roggenmehl und sehr weiß. Der „Kuchen“ aus feingeläutertem Weizenmehl. Es werden an Weißbrot gewöhnlich nur Sonnabends große Laibe („Kuche“ auch „Kalatsch“, russisch, und dünne Kuchen mit Riebeln (Sträußeln), Obst, Beeren, Mus oder ohne Auflage („Petzkuchen“) gebacken. Wenn der Teig gemacht ist, streichen die Frauen ein Kreuz darüber. Auch beim Auswirken des Brotes wird auf jeden Laib ein Kreuz gemacht, das Brot darf nicht auf die Oberkruste gelegt werden. Sonst bekommen die „bösen Leute“ (Hexen) die Macht über das Haus. An Speisen werden im Sommer meist Mehl- und Kartoffelgerichte gekocht, vor allem Klöße in ihren mannigfaltigen Gattungen, im Winter Fleischsuppen mit Kraut, Kartoffeln Hirse, Reis, Bohnen, Riebeln (Klößchen). Die Speisenfolge am Tage ist ungefähr solche: Am Morgen wird — im Sommer — Stepptee (aus Steppenkräutern und Süßholz) mit Butterbrot oder Butterkuchen, auch Salzebrot gegessen. Zu Mittag (im Felde meist) Klöße, geschmelzte, gebratene, gedämpfte, mit Kohl, aus Kartoffeln, ausgeschöpfte, Hirseklöße, Hefeklöße, Kraut und Dicke . . . Zu Hause auch einmal Mehlbrei oder Pfannkuchen, Hirsebrei in Milch oder in Wasser gekocht. Sonntags Kraut und Fleisch und Kartoffelbrei, Nudelsuppe mit Fleisch, Schnitzsuppe und Kräppel . . . Um vier Uhr wird im Felde ein Stück Brot mit Butter oder Salz, auch mit Gurken, Melonen, Obst gegessen. Zu Abend kocht man im Felde eine Kartoffelsuppe mit geröstetem Mehl („Geröschi Mehlsupp“), zu Hause Tee oder Prips (Gerstenkaffee) mit Brot oder Kuchen.

Im Winter gibt's am Morgen Weizenkaffee (aus Vollmilch mit etwas geröstetem Weizen und Süßholz), oder Prips oder Stepptee oder Tee, nach Möglichkeit mit einer Pfanne voll gebratener Wurst oder gebratenem Schweinefleisch und Brot dazu. Am Mittag gibt's eine Fleischsuppe, Sonntags Schnitzsuppe und Braten mit Schweinefleisch, oder Hirsebrei mit Kraut, oder Kraut und Brei mit Schweinefleisch. Abends eine Suppe oder Tee mit gebratener Wurst. Vor dem Schlafengehen eingemachte Äpfel oder Arbusen mit Brot, auch ein Stück Salzebrot mit Zwiebeln.

An Getränken wird außer dem erwähnten Tee, Stepptee, Weizenkaffee, Prips, noch guter Kaffee

[13]

(Sonntags) getrunken, ferner Milch in allen Gattungen, zuweilen auch Quast. An berausenden Getränken ist vor allein der Branntwein beliebt, der bei Festen und Handelsgeschäften in reichlichem Maße genossen wird. Ferner Wein (für die Frauen), Bier. Während des Schnapsverbots kochten unsere Kolonisten den Branntwein selbst. Er heißt „Samogon“ („Selbstgebrannter“, „Mondschein“), enthält viel Kornöl, Fusel und ist für die Gesundheit sehr schädlich. In manchen Gegenden ist er längst wieder verschwunden. Die Freigabe der Getränke wird ihn hoffentlich rasch wieder ganz verdrängen.

V o l k s f e s t e . Die beste Gelegenheit zur Pflege der Volksbräuche sind die Feste. Die Jahresfeste eröffnet das Neujahr. Um zwölf Uhr geht die Jugend auf den

Glockenstuhl und läutet das neue Jahr ein. Nachher schicken sich die Burschen und jungen Männer zum Neujahrschießen an. Die Burschen gehen gruppenweise zu Nachbarn und Verwandten. Im Vorhaus spricht jemand einen, der hier noch zahlreich erhaltenen, gereimten, alten Neujahrwünsche. Dazwischen schießt jeder seine Pistole los, „daß die Stubbetür kracht“, der letzte nach Beendigung des Spruchs. Nun treten sie in die Stube ein, und einer spricht noch einen kurzen Neujahrsgruß. Sie werden zu Tische geladen und bekommen jeder ein paar Schnäpschen und „Zubiß“, aus aufgeschnittener Wurst und Schweinefleisch bestehend. Dann erbittet sich jeder von den ledigen Töchtern des Hauses ein Band an seine Pistole, und der Zug zieht weiter. Wenn's hell ist, kommen auch die Kleinen zu ihren „Pettern“ und „Goten“ und Verwandten, sprechen ihre Sprüchlein und schießen mit gefrorenen „Pferdeäpfeln“, die sie auf der Straße aufgelesen haben. Dann bekommen sie ein paar Kopeken oder einige Süßigkeiten („Lebkuche“) zum Geschenk und ziehen auch weiter.

Am 2. Februar, zu Lichtmeß, kommt, wie der Volksmund behauptet, der Dachs aus seiner Höhle. Wenn es da hell ist, daß er seinen Schatten sieht, dann erschrickt er, rennt zurück und bleibt noch 30 Tage darin. Ist es aber trüb, dann bleibt er draußen und es wird Frühling.

Am Gründonnerstag werden in manchen unserer Dörfer Grünsuppen aus Brennesseln gekocht. Der Karfreitag ist bei uns der größte Feiertag. Da zünden viele Lutheraner den ganzen Tag kein Feuer an und fasten, essen bis zu in Sonnenuntergang keinen Bissen. Sogar die Fische im Wasser stünden an diesem Tage still, sagt man, und die Vögel baueten nicht an ihren Nestern.

Am Ostermorgen geht der Gemeindechor mit den Musikanten vor Tagesgrauen auf den Kirchturm und singt und bläst von dort Osterlieder in die Welt. Die Kleinen flechten sich am Vorabend Gertchen. Da legt der Osterhase in der Nacht gefärbte Eier hinein. Die Jugend „schulwert“ Eier, spielt Ball. Es ist ein lustiges Fest.

Der 1. April ist der Tag der Neckereien. Da schickt man einander „in den April“. Am 1. Mai ging oder fuhr die Jugend in den Wald, ins Grüne, spielte, sang. Um so mehr geschieht das heute im Rätelände, als dem Tage des Zusammenschlusses aller Völker der Erde.

Zu Pfingsten stecken die Burschen ihren Mädchen Maien. Böse beleumundeten Mädchen dagegen steckt man einen Putzemann (Vogelscheuche) auf den Schornstein. Die Jugend geht ins Grüne, veranstaltet abends ein Tänzchen. Besonders feierlich wird das Pfingstfest in meinem Heimatdorfe Schilling begangen. Da geht die ganze Jugend in Kameradschaften zur Wolga, während die Alten am Ufer bleiben, schmückt man die Kähne („Äche“) mit Maien und rudert auf und ab. Es wird Bier und Met getrunken und die unzähligen Volkslieder gesungen. Auch die Musikanten sind auf dem Wasser und blasen Volkslieder. So geht die Lustbarkeit drei Tage lang vor sich.

Das zweite große Volksfest ist die „Kerb“ (Kirchweihe) im Oktober. Da tanzt unsere Jugend drei Tage und Nächte hindurch. Zur Kerb werden auch Schweine geschlachtet und man feiert „Metzelsupp“.

Am 6. Dezember, als am Niklostag, bekommen bei den Katholiken die Kinder Nüsse und Lebkuchen. Da geht am Karaman auch der Holzpieker um, manchmal sogar in eine rohe Kuhhaut mit Hörnern verkleidet.

Am Christabend geht der Pelznickel, d. h. der Niklos im umgewandten Pelz in den luth. Kolonien um. Mit einer rasselnden Kette um die Lenden und einer Peitsche oder einer mächtigen Rute in der Rechten, geht er von Haus zu Haus und züchtigt die Sünder aller Art, alt und jung. Harmloser ist das Christkindchen, das auch an diesem Abend umgeht. In dieser Nacht um zwölf, glaubt man, können die Haustiere mit Menschenstimme reden. Auch treibt man sie zur Geisterstunde an die Quelle, denn man glaubt, in dieser Stunde sei das Wasser Wein und habe Zauberkraft. Am Weihnachtmorgen trägt man seinen Patenkindern Tüchelchen mit Süßigkeiten aus. Es

ist das Freudenfest der Kinder.

Am Silvesterabend stellt man Wetterschalen von Zwiebelfleisch mit Salz auf, 12 an der Zahl, um den Reichtum an Niederschlägen fürs Jahr vorauszubestimmen. Auch schlägt man in der Nacht Bücher auf, um sein Schicksal und das Gesicht des kommenden Jahres zu erforschen. Die Jugend ist die ganze Nacht auf der Straße.

Zum Schluß sei noch eines wichtigen Begängnisses gedacht, das ist das Ende des menschlichen Lebens, der Tod. Ebenso wie man das alte Jahr mit viel Teilnahme begleitet, so begleitet man bei uns auch die Toten. Stirbt jemand, so werden ihm die Augen zgedrückt, der Spiegel wird zugehängt. Ist es der Hausvater, so werden sämtliche Obstbäume geschüttelt, damit sie kommendes Jahr nicht allzusehr trauern und nicht ganz

[14]

fruchtlos bleiben. Die Totengräber sind die Jugendfreunde und Altersgenossen. Sie tragen den Toten auf der Bahre zum Friedhof. Fast die ganze Gemeinde gibt ihm das letzte Geleit. Nach der Verscharrung gehen die Verwandten ums Grab herum, von links nach rechts. Nach der Beerdigung findet ein Leichenessen („Flannert“) statt, zu dem alle Nachbarn und Verwandten eingeladen werden.

So verläuft das Leben des Wolgabauern. Es ist reich an Müh und Arbeit. Aber es hat auch seine Freudentage. Und wenn die Jahrhunderte alten Bräuche verschwinden, werden wir ihnen keine Träne nachweinen, denn wir sind Lebens b e j a h e r einer n e u e n Z e i t !

Das neue Russland.

Zeitschrift für Kultur, Wirtschaft und Literatur. / Herausgeber und verantwortlicher Redakteur Erich Baron. – Berlin: Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands. 1926, Doppelheft 1/2, S. 7-14.